

Erfahrungen einer „akzeptierenden Jugendarbeit“ mit rechten Jugendcliquen

Prof. Dr. Franz Josef Krafeld, geb. 1947 in Salzbergen/Emsland, Studium der Pädagogik, 1. Staatsexamen für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen, war von 1976 bis 1979 Jugendbildungsreferent beim Landesjugendring NRW. Seit 1979 ist er Hochschullehrer im Fachbereich Sozialwesen an der Universität Bremen.

„Zuhören war für mich erst mal das Wichtigste! Und da sein! Einfach da sein!“ So brachte einer unserer Mitarbeiter seine Erfahrungen in der Arbeit mit rechten Jugendcliquen knapp und prägnant auf den Punkt. Nicht selbst reden, nicht offene Ohren erwarten, sondern sich selbst öffnen. Nicht selbst aktiv sein wollen, nicht selbst Prozesse in Gang bringen, sondern offen sein für das Wahrnehmen und Begleiten von Prozessen derjenigen, denen man sich als Pädagoge und Pädagogin zuwenden will. Das freilich fällt den meisten unheimlich schwer — auch den fünf damals noch angehenden Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern, die im Rahmen eines von mir begleiteten Studienprojektes Ende 1988/Anfang 1989 in drei Bremer Stadtteilen damit begannen, mit solchen Jugendcliquen zu arbeiten, die wegen rechtsextremistischer Auffassungen und hoher Gewaltbereitschaft besonders auffällig geworden waren. Inzwischen blicken wir sechs auf über vier Jahre gemeinsamer Erfahrungen, gemeinsamer Reflexion und Erfahrungsaufarbeitung in diesem insgesamt

noch so neuen Aufgabenfeld von Jugendarbeit zurück. Aus der Analyse unserer praktischen Erfahrungen haben wir dabei einen konzeptionellen Ansatz entwickelt, den wir seinerzeit bewußt pointierend - in Abgrenzung zu konventionellen Verständnissen antifaschistischer Arbeit - als „Akzeptierende Jugendarbeit mit rechten Jugendcliquen“ bezeichnet haben.¹

Pädagogik insgesamt, so auch die Jugendarbeit oder die politische Bildung, sind gängigerweise darauf ausgerichtet, daß Besserwissende, also „Besserwisser“ im doppelten Sinn, etwas an andere vermitteln wollen. Sie wollen informieren und aufklären, belehren oder vorhalten, konfrontieren oder zurechtweisen. Und sie erwarten, erhoffen, erstreben dazu Bereitschaft zum Zuhören, zum Sichöffnen, zum Annehmen. Freilich haben wir es gerade bei *auffälligen* Jugendlichen fast durchweg mit Menschen zu tun, die sich seit langem in den verschiedensten Sozialisationsbereichen höchst effektive Instrumentarien und Mechanismen entwickelt haben, sich derlei Einflüssen vom Halse zu halten. Gerade die politische Bildung kann davon seit Jahren ein (Klage)-Lied singen. Und wir haben es zudem heute mit einer gesellschaftlichen Situation zu tun, in der vermittlungsgelitetes Lernen immer mehr an exklusivem Sinn verliert - was gerade auffällige Kinder und Jugendliche oft längst „irgendwie“ erspürt, erahnt und umgesetzt haben.

Jugendarbeit: personenbezogen statt auffälligkeitsfixiert

Wir haben in der Anfangszeit z. B. immer wieder versucht, auf rechtsextremistische Auffassungen und Sprüche argumentativ einzugehen. Und wir haben - wie so viele andere - erlebt, daß das in aller Regel überhaupt nichts brachte. Denn kaum hatten wir auf einen provokanten Spruch reagiert, setzte der nächste einen drauf und der dritte hatte irgendeine Geschichte parat, die jene Aussage beweisen sollte. Ehe man sich versah, war ein undurchschaubares Knäuel von Sprüchen, Auffassungen, Meinungen, Episoden, Gerüchten und Vermutungen entstanden, schier unentwirrbar verquickt mit Provokationen, Sticheleien und Austestversuchen. Und der Ton wurde immer heftiger, lauter und aggressiver, die Aussagen wurden mit immer mehr Körperlichkeit eingeworfen, die ganze Situation war immer stärker aufgeheizt. Es entwickelte sich aus solchen Anlässen immer wieder eine aktionsorientierte Dynamik der Selbstinszenierung, hinter der die „Sachaussagen“ der Anfangssituation bis zur Unkenntlichkeit verschwunden waren. Unsere argumentativen Versuche schienen solchen Prozessen nicht selten gleichsam als Treibstoff zu dienen. Also haben wir sie irgendwann bleiben lassen.

¹ Vgl. dazu unsere gemeinsamen Publikationen: Heim, Gunda/Krafeld, Franz Josef/Lutzeback, Elke/Schaar, Gisela/Strom, Carola/Welp, Wolfgang: „Anhören war für mich erst mal das Wichtigste!“ — Erfahrungen mit akzeptierender Jugendarbeit in rechten Jugendcliquen, in: sozialmagazin 10/1991, S. 38-47; dies.: Jugendarbeit mit rechten Jugendcliquen.-Handlungsansätze aus der Praxis, in: deutsche Jugend 11/1991, S. 471-481; dies.: „Lieber ein Skinhead, als sonst nichts?“ - Grundsätze einer akzeptierenden Jugendarbeit in rechten Jugendcliquen, in: neue praxis 4/1991, S. 300-310; dies.: Projekte der Jugendarbeit mit rechten Jugendcliquen - Grundlagen und Erfahrungen, in: Baensch, Torsten: Jugendlichen Raum lassen? Maßnahmen und Projekte gegen national-autoritäre Orientierungen und rechtsextremistische Tendenzen, Hrsg.: Landeszentrale für politische Bildung Hamburg, Hamburg 1992, S. 129-134. Diese Texte sind — neben anderen — zusammengefaßt erschienen in: Akzeptierende Jugendarbeit mit rechten Jugendcliquen, Hrsg. Franz Josef Krafeld, Bremen 1992.

Später, viel später wurde uns dann deutlich, wie sehr wir es gewohnt sind, *sachbezogen* mit den Adressaten unserer pädagogischen Bemühungen umzugehen, und wie wichtig es den Jugendlichen umgekehrt ist, daß sie als *Personen* wahr- und ernstgenommen werden.

Erst die Intensität und Stabilität des *personalen* Prozesses schafft die Basis für Anregungen, für Impulse, Aufklärungs- und Auseinandersetzungsprozesse. Nicht die Übernahme von Auffassungen ist entscheidend, sondern, im personalen Bezug Anregungen und Anstöße ausgetauscht zu haben. Was das heißt, macht wohl nichts deutlicher als folgende — längst eher typisch gewordene - Äußerung eines Jugendlichen: „Ich weiß, daß du ganz anderer Meinung bist. Aber gerade deshalb interessiert die mich ja. Eben, weil's Deine ist.“ Solche Gespräche sind grundlegend verschieden von dem, was üblicherweise (auch in Pädagogenkreisen) als „gute“ Diskussion angesehen wird: Eine Diskussion gilt als „gut“ gelaufen, wenn man sich hat behaupten können, wenn es einem gelungen ist, alle relevanten Argumente der *Gegenseite* zu entkräften, der die Argumente ausgehen oder man sie gar „unter den Tisch geredet“ hat. Solchen verbalen Kampfritualen stehen natürlich gerade diejenigen Jugendlichen oft besonders abweisend gegenüber, die angesichts ihrer eigenen Stärken und Schwächen damit rechnen müssen, bei Einhaltung der konventionellen Spielregeln immer wieder zu unterliegen. Da ist es nur zu verständlich, daß solche Jugendlichen dann ganz schnell ihre eigenen aktions- und körperbetonten Spielregeln ins Geschehen einbringen - die dann umgekehrt manches Pädagogenherz höchst verunsichert reagieren oder gar verzweifeln lassen.

Bei unserem Bestreben, die Jugendlichen zunächst kennenzulernen, gingen und gehen wir von der Grundüberzeugung aus, daß selbst noch so erschreckende Auffassungen und Verhaltensweisen jener Jugendlichen von dem Ziel getragen sind, möglichst viel aus ihrem eigenen Leben zu machen, trotz aller Hemmnisse und Hindernisse, trotz aller oft erschreckenden Lebensschicksale und höchst vagen und Ungewissen Zukunftsaussichten. Eine der zentralen Grundsätze unserer Arbeit ist es, in den Mittelpunkt die Probleme zu stellen, die die Jugendlichen *haben*, nicht die, die sie *machen*. Dafür spricht zunächst eher vordergründig, daß sich sonst zu diesen Jugendlichen kaum ein Kontakt aufbauen ließe. Denn welches Interesse sollten sie daran haben, sich überhaupt auf Pädagogen einzulassen, wenn es nur darum ginge, sie von dem abzubringen, was ihnen im Moment wichtig ist.

Weit bedeutsamer ist: Nur wenn die Jugendlichen erleben, daß andere offen dafür sind, welche Probleme sie *haben*, gibt es auch eine Chance dafür, daß sie umgekehrt offener werden für die Frage, welche Probleme sie anderen *machen*. Dabei gehen wir von der Hypothese aus, daß gelingendere und befriedigendere Wege der Lebensbewältigung in aller Regel letztlich auch sozial verträglichere Wege sind. Denn extreme Auffassungen, Provokationen und Gewalt sind Jugendlichen oft ein wesentliches Mittel, auch dort wahrgenommen, ernstgenommen und für wichtig genommen zu werden, wo sie es eigentlich nicht (oder nicht mehr) erwarten.

Wir sehen daher unsere Hauptaufgabe darin, die Jugendlichen bei ihrer Suche nach gelingenderen und befriedigenderen Wegen der Lebensbewältigung zu begleiten und zu unterstützen. Das heißt: Wir suchen diese - ja, auch gerade diese Jugendlichen, denen das ganz häufig nicht zugestanden und zugerechnet wird - als *Subjekte* ihrer Lebensgestaltung und Lebensbewältigung ernstzunehmen und sie dabei zu unterstützen, auch tatsächlich vermehrt als Subjekte ihr Leben gestaltend in die eigene Hand nehmen zu können. Und das heißt für uns zunächst, uns für sie zu interessieren - für sie insgesamt, nicht nur für ihre Auffälligkeiten, wie es die Öffentlichkeit weitgehend tut und wie es gängige Begrifflichkeiten (z. B. rechtsextremistische Jugendliche, gewaltbereite Jugendliche) immer wieder tun, indem sie eine Auffälligkeit für die ganze Person setzen und dann allein solche Auffälligkeiten bearbeiten wollen.

Wenn wir uns für sie interessieren, müssen wir etwas von ihnen mitkriegen. Dann interessiert nicht so sehr, was wir von ihren Sprüchen, Auffassungen oder Verhaltensweisen halten. Sondern dann interessiert, wieso sie dazu gekommen sind, inwieweit sie jene für ihre Lebensorientierung und -bewältigung im Moment als sinnvoll und nützlich empfinden. Es geht dann um die Frage, wie sie sich ihre Vorstellungen von ihrer Realität geformt haben, welche Erfahrungen, Eindrücke und Einflüsse sie dabei wie verarbeitet haben. Gleichzeitig macht dieses Kennenlernen- und Verstehenwollen bisherige Verarbeitungsprozesse zugänglich für erneutes Hinterfragen und Weiterverarbeiten im kommunikativen Prozeß.

Uns ist zwar von Anfang an wichtig gewesen, daß sie wissen, wer wir sind, weshalb wir mit ihnen arbeiten, was wir von dieser Arbeit erwarten, welche gesellschaftlichen und politischen Auffassungen wir vertreten, welche Konfliktregelungsmuster wir für gut und schlecht halten usw. Aber das auszubreiten, darüber zu reden, das steht nicht im Vordergrund - sondern erst und insoweit dann, wie sie danach fragen, wie es sie interessiert. (Das war am Anfang sehr wenig und ist inzwischen sehr viel mehr der Fall.) Unsere Vorstellungen vermitteln sich weit mehr durch eigene Haltungen, durch „eigene persönliche Ausstrahlung“ als durch Worte oder durch Aktivitätenprogramme. Daß das ankommt, zeigt sich in gängigen Aussprüchen wie: „Ihr seid Linke. Aber mit euch kann man reden!“ Oder es fällt immer wieder: „Ich weiß ja, daß du das Scheiße findest,“ um sich dann selbst die Frage zu stellen, was einen warum dazu gebracht hat und wie man davon wegkommen könne.

Wenn wir die Jugendlichen fragen, was ihnen an unserer Arbeit am wichtigsten ist, dann heißt es immer wieder: „Daß sich mal jemand für uns interessiert! Daß uns mal jemand zuhört!“ Für ganz viele ist es eine bislang einzigartige Erfahrung, daß ihnen jemand in Ruhe zuhört, selbst wenn etliches kreuz und quer durcheinandergeht, vielleicht höchst absurd, verworren und abwegig klingt, die Verständigung vielleicht noch vom Alkohol beeinträchtigt ist. Nach der Anlaufphase von drei bis sechs Monaten ist es üblich geworden, daß an jedem Abend, an dem die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter anwesend sind, sich ein bis zwei ganz ausführliche Einzelgespräche ergeben, die eine halbe Stunde und länger dauern und in denen nicht selten ganze Lebensdramen ausgebreitet werden. Besonders wichtig ist dabei die Beobachtung, daß die

Jugendlichen aber auch noch nach vier Jahren ungemein darauf achten, daß sie selbst solche Gespräche initiieren und sie es auch in der Hand haben, wann sie beendet werden.

All das setzt voraus, daß wir die Jugendlichen so akzeptieren, wie sie sind. Eigentlich ist es in sozialer Arbeit selbstverständlich, „die Klienten dort abzuholen, wo sie stehen“. Nur dort, wo Rechtsextremismus und entsprechend motivierte Gewalt ins Auge springen, scheint das vielfach bis heute nicht zu gelten. Je eindeutiger Rechtsextremismus und Gewalt als Feinde dieser Gesellschaft ausgemacht werden, um so leichter geraten dahinter die Menschen mit ihren Lebensschicksalen aus dem Blickfeld. So konzentrieren Rechtsextremismus-Forschung wie auch Politik ihren Blick durchweg auf die Auffälligkeiten, die sie interessieren und/oder alarmieren.

Folglich ist es nicht verwunderlich, daß vor allem aus diesen Richtungen auch immer wieder Einwände gegen akzeptierende Jugendarbeit vorgebracht werden, kaum aber aus der sozialarbeiterischen Praxis selbst. Denn entsprechend ihrem Blickwinkel denken die einen dabei an die schlimmen *Auffälligkeiten*, die anderen an *Menschen mit Auffälligkeiten*, zu denen sie Beziehungen entwickeln wollen und müssen, wenn sie etwas bewirken wollen. Denn soziale Arbeit ist unmöglich, wenn sie nicht *Menschen* ernst nimmt, wie sie sind. Und weil das im Umgang mit rechten Jugendchquen nach wie vor noch längst nicht selbstverständlich ist, macht das pointierte Betonen des Akzeptierens Sinn.

Zentraler Grundgedanke des akzeptierenden Ansatzes ist es gerade, daß sich in den Personen von Sozialarbeitern und Jugendlichen sehr unterschiedliche, ja gegensätzliche Wertorientierungen, Deutungs- und Handlungsmuster begegnen. Es geht um das Akzeptieren des Andersseins, um einander zuhören, verstehen und ernstnehmen. Aus solchen Beziehungsprozessen können und sollen Veränderungen erwachsen. Veränderungen, die mit Aufklärung, Belehrung oder umgekehrt auch mit Bestrafung nicht zu erreichen wären.

Mit Orientierungsunsicherheiten umgehen

In der Öffentlichkeit ist das Bild verbreitet, daß rechtsextremistische Auffassungen, gepaart mit hoher Gewaltbereitschaft, speziell bei sozial sehr randständigen Jugendlichen vorhanden seien. Insofern ist erwähnenswert, daß wir in unseren Projekten mit drei äußerlich sehr unterschiedlichen Szenen arbeiten. Die eine ist in vielfältiger Hinsicht marginalisiert, teilweise fast schon sozial ausgegrenzt, eine zweite wirkt sozial eigentlich völlig integriert, fast wie die von der Jugendforschung ausgemachten „Wohlstands-Chauvinisten“, und eine dritte stand alters- und sozialbedingt in sehr labilen und fragilen Integrationsprozessen und hat inzwischen zum Großteil stabilere Lebensverhältnisse erreicht. Den Jugendlichen in allen drei Szenen gemeinsam ist durchweg aber ein starkes subjektives Gefühl von Unsicherheit, welche Orientierungen und Wege zu einer gelingenden und befriedigenden Lebensperspektive führen können, verbunden mit großen Ohnmachtserfahrungen, eigene Lebensbedingungen mitgestalten zu können, und drittens intensiven Gefühlen von Vereinzelung bei der eigenen Lebensbewältigung:

„Für uns interessiert sich doch niemand! Was aus uns wird, ist denen doch scheißegal!“

Nicht der objektiv meßbare Grad von Marginalisierung oder die Relation zu anderen Jugendlichen scheint uns für rechtsextremistische Orientierungen und entsprechende Gewaltbereitschaften ursächlich zu sein-ein Verständnis, das unter Berufung auf Heitmeyer ungemein weit verbreitet ist (auch wenn er selbst diese Schlußfolgerung so gar nicht gezogen hat). Viel entscheidender ist wohl, daß von immer mehr Jugendlichen in ganz unterschiedlichen Lebenslagen Orientierungs- und Handlungsunsicherheiten sowie Ohnmachts- und Vereinzelungserfahrungen als ungemein bedrückend und beängstigend erlebt werden - daß tiefgreifende Probleme mit der Lebensbewältigung längst kein spezifisches Problem bestimmter (Rand- oder Problem)-Gruppen mehr sind. Die Jugendlichen wollen ihr Leben bauen, ihr Leben in die Hand nehmen und gestalten, ihren Platz in der Gesellschaft finden — und erfahren, daß die Fahrpläne und Wanderkarten ins Leben, die sie mitbekommen haben, so längst nicht mehr stimmen. Sie erleben: Die Gleichung Jugend = Zukunft hat sich verbraucht, stimmt nicht mehr, weil nämlich die Gleichung Zukunft = Fortschritt nicht mehr stimmt. Stammen die Fahrpläne und Wanderkarten noch aus einer Epoche der Wachstumsgesellschaft, so befinden sie selbst sich längst in einer Risikogesellschaft. Ging es in der Wachstumsgesellschaft darum, *welche* Konzepte die richtigen sind, um Krisen zu bewältigen und eine bessere Zukunft für immer mehr Menschen zu schaffen, so steht in der Risikogesellschaft überhaupt zur Disposition, die anstehenden Probleme in den Griff bekommen zu können. Kennzeichnend für die Risikogesellschaft ist vielmehr das abwägende Ausbalancieren gegenläufiger und widersprüchlicher Faktoren, in der es das „Richtig“ und „Falsch“ im konventionellen Sinne der Problem-„Lösung“ nicht mehr gibt, weil kein Fortschritt mehr tatsächliche Lösungen versprechen kann (sei es der Gegensätze zwischen arm und reich, der ökologischen Gefährdung, der gesundheitlichen Risiken, der psycho-sozialen Individualisierungsrisiken, der Krise der berufsfixierten Arbeitsgesellschaft, der Gefährdung durch Technisierung und Hochrüstung u. v. a.). Jugendliche erfahren diese Erosion gesellschaftlicher Leitlinien massiv dadurch, daß ihnen Erwachsene zwar fast ungeschmälert sagen, „wo's langgehen soll“, aber immer weniger sagen können, „wo's tatsächlich (mit einschätzbarer Aussicht auf Erfolg) langgehen kann“.

Wenn wir aber nicht wollen, daß die Jugendlichen aus ihren Orientierungsunsicherheiten heraus immer mehr Zuflucht suchen bei den scheinbar naturhaften Gewißheiten, die rechtsextremistische Ideologien anbieten, dann müssen wir lernen, sie dabei zu unterstützen, mit diesen Orientierungsunsicherheiten und Risiken aktiv umzugehen, sich ihre Umwelt begreifend und gestaltend anzueignen, auch heute, wo jene immer weniger durch schlüssige Konzepte und Pläne greifbar sind. Andre Gorz hat das plastisch formuliert: „Weil die alte Ordnung nicht mehr fort dauern kann und keine andere Ordnung in Sicht ist, muß die Zukunft in größerem Ausmaß ersonnen werden“.² Dieses „Zukunft Ersinnen“, das ausdrücklich alle fünf Sinne anspricht und

² Gorz, Andre: Wege ins Paradies, Berlin 1983.

nicht nur den Kopf, hebt hervor, wie wichtig es heute wird, *suchen* zu lernen. Lebensbewältigung wird zu einem offenen, unbestimmten Prozeß.³ Der Verlust an tragfähigen Konzepten zur Integration junger Menschen in die Gesellschaft verlangt Kompetenzen des Suchens, des Ausprobierens, des Ersinnens. Was das an die Pädagogik, speziell an die politische Bildung an Ansprüche stellt, hat Oskar Negt bereits vor 25 Jahren mit dem Begriff „soziologische Phantasie“ in die Diskussion eingebracht.⁴

Suchen zu lernen erfordert intensive kommunikative Prozesse und Raum und Platz wie Bereitschaft dazu. An all dem aber mangelt es zunehmend in dieser Gesellschaft - und ganz besonders Kindern und Jugendlichen. Gerade deshalb sind folgende Grundlagen zentral für eine akzeptierende Jugendarbeit mit rechten Cliquen.

Erste Grundlage: das Angebot sozialer Räume

Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter stoßen bei der Kontaktaufnahme zu rechten Jugendcliquen durchweg sehr schnell darauf, wie sehr diese Jugendlichen es vermissen, irgendwie Raum, Platz in ihrer Umwelt zu haben, wo sie nach ihren Vorstellungen und Ideen, nach ihrer Lust und Laune unter sich sein können, ohne gleich zu stören. Zwar gehören sie zu denjenigen Jugendlichen, die sich nicht gerade leicht von dort vertreiben lassen, wo sie als störend gelten. Aber als sehr belastend erleben sie diesen Druck allemal.

Denn Kinder und Jugendliche wachsen heute in einer Umwelt auf, in der alle Territorien funktionalisiert worden sind und möglichst immer nur einen einzigen Sinn haben sollen: als Verkehrsfläche, als Abstandsgrün, als Garagenplatz, als Müllcontainerplatz oder als ökologische Schutzzone usw. Kinder und Jugendliche kommen bei dieser Verregelung der Umwelt fast nicht vor. Folglich stören sie auch fast überall, wo mehr als drei oder vier von ihnen zusammen sind. Und umgekehrt ist es ihnen ungemein wichtig, irgendwo einen Ort, einen Platz zu haben, wo sie ungestört unter sich sein können.

Indem wir Jugendliche mit diesem Interesse ernstgenommen, sie bei ihrem Streben nach sozialen Räumen unterstützt haben, sind sie meist sehr schnell bereit und interessiert, mit Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern Kontakt aufzubauen - etwas, was sonst oft ungemein langwierig und schwierig ist. Und haben sie irgendwo Raum, so zeigt sich sehr bald, daß sie nicht nur Platz gewonnen haben, um irgendwo zu sein, sondern auch Raum und Zeit, um z. B. andere soziale Umgehensweisen und Konfliktregelungsmuster untereinander und auch nach außen hin zu entwickeln.

Andererseits sind Jugendliche dann darauf bedacht, daß dieser neugewonnene Raum nicht pädagogisch vereinnahmt wird. Für die psychische Belastbarkeit der Mitarbeiter ist es oft geradezu ein Härtestest, ob sie es aus- und durchhalten können, einfach da zu sein und Kontakt anzubieten, ohne sich aufzudrängen und irgendetwas „pädagogisch Sinnvolles“ zu inszenieren.

³ Böhnisch, Lothar/Schefold, Werner: Lebensbewältigung. Soziale und pädagogische Verständigungen an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft, Weinheim 1985.

⁴ Negt, Oskar: Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen. Zur Theorie und Praxis der Arbeiterbildung, überarbeitete Neuausgabe, Frankfurt/M. 1971.

Zweite Grundlage: Beziehungsarbeit

Das Zuhörenkönnen und das für die Mitarbeiter oft so schwer auszuhaltende „einfach und selbstverständlich da sein“ macht den Kern dessen aus, was wir als zweite zentrale Grundlage unserer Arbeit ansehen: die Beziehungsarbeit. Gefordert ist eine Arbeit, die soziale Beziehungen nicht - wie in der Pädagogik sonst leider so ungemein verbreitet - als Einbahnstraße versteht, nach dem Muster: „Du mußt mich selbstverständlich akzeptieren, wie ich bin. Aber genauso selbstverständlich ist ja wohl, daß ich dich überhaupt nicht so akzeptieren kann, wie du bist!“ Hier geht es vielmehr um eine Beziehungsarbeit, die auf *gegenseitige* Akzeptanz und *gegenseitiges* Interesse aneinander setzt trotz oder (mit der Zeit sogar mehr und mehr) gerade *wegen* der großen Unterschiedlichkeiten voneinander.

Ganz zentral für die Beziehungsarbeit ist, daß die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sich authentisch als Personen einbringen, die Erfahrungen gemacht und verarbeitet haben, die Überzeugungen haben und Gewohnheiten, die Vorlieben und Abneigungen haben, Ängste und andere Gefühle äußern. Das zeigt sich gerade in besonders brisanten Situationen. Und es zeigt sich bei Gesprächen: Inhaltvolle Gespräche gibt es nur dann, wenn dabei vorrangig personale Begegnung, personaler Austausch stattfindet. Die Jugendlichen wollen Meinungen und Auffassungen von vertrauten Personen kennenlernen, um daraus Anregungen und Anstöße für sich zu ziehen. Nicht um sachbezogenes Überzeugen, sondern um personenbezogenen Austausch geht es hier.

Nicht Aktivitäten und Beschäftigungsangebote fehlen diesen Jugendlichen. Was sie brauchen, ist: Platz, Raum in dieser Gesellschaft, sich *ihre* Wege zu suchen und sich zu finden; eine Akzeptanz dafür, daß sie letztlich selbst die Subjekte ihres Lebens sind; und Personen, die sich auf sie einlassen, ihnen zuhören, Interesse zeigen, sie verstehen, für und mit ihnen da sein wollen.

Dritte Grundlage: die Akzeptanz bestehender Cliques

Die gegenseitige Akzeptanz, die nach unseren Erfahrungen so zentral ist, hat noch eine andere Dimension als die individuelle. Gerade im Umgang mit Jugendszenen wie der hier angesprochenen ist über die individuelle Ebene hinaus die Akzeptanz ihrer selbstgeschaffenen sozialen Bezugssysteme äußerst wichtig. Die Jugendforschung ist sich darin einig, daß Gleichaltrigengruppen von Jugendlichen für diese längst vielfach zu ganz zentralen Sozialisationsinstanzen, zum oft einzigen Ort intensiverer sozialer Einbindungen geworden sind. Der Grund dafür sind die wachsende Individualisierung, der Bedeutungsverlust sozialer Milieus, das Brüchigwerden gesellschaftlich propagierter Integrationskonzepte und die Entstrukturierung der Lebensphase Jugend. Wenn also Cliques so zentral für Jugendliche geworden sind, dann darf man sie ihnen nicht nehmen wollen, wie es traditionelle Pädagogik bei auffälligen Cliques immer wieder versucht hat. Dann muß man die Cliques - wie allgemeiner die Jugendszenen und Jugendkulturen - auch endlich begreifen als sehr subjektgeleitete Versuche, sich in einer oft höchst unübersichtlich und verworren erscheinenden Welt Wirklichkeit handelnd anzueignen. Und diese Prozesse gilt es zu fördern und zu unterstützen.

Vierte Grundlage: Entwicklung einer lebensweltorientierten infrastrukturellen Arbeit

Wenn es - wie dargelegt - letztlich um die Probleme gehen muß, die diese Jugendlichen *haben*, nicht um die Probleme, die sie *machen*, gehört dazu, sich auch einzumischen in die Lebensverhältnisse, aus denen sie erwachsen. Im Vordergrund stehen dabei ganz oft Probleme des Wohnens, der materiellen Existenzsicherung, des anerkannten Tätigseins — was nicht gleichzusetzen ist mit Beruf, mit Beruf um jeden Preis beispielsweise. Es geht weiterhin darum, überhaupt Raum und Zeit zu haben zur Entwicklung und Erprobung sozialer Kontakte und Beziehungen, es geht um Ansätze zur Bewältigung von lebensgeschichtlich gewachsenen Konfrontationen mit Gewalt (z. B. Gewalt gegen Kinder), Problemen mit Sucht (in den Familien oder mit eigener Sucht), Erfahrungen mit Verelendung, mit Kriminalisierung usw. Sozialarbeit, die soziale Auffälligkeiten abbauen will, muß sich mühen, auch solche Ursachen anzugehen. Sie muß sich einmischen in die infrastrukturellen Lebensbedingungen, die die Problemlagen der Jugendlichen produzieren. Freilich ist das oft der schwierigste Teil sozialer Arbeit, und der am ehesten vernachlässigste dazu.

Andererseits: Wenn es nicht gelingt, daß diese Jugendlichen gelingendere und befriedigendere Wege der Lebensentfaltung und Lebensbewältigung finden und für sie von daher sozial verträglicheres Verhalten auch „Sinn“ macht, dann werden alle pädagogischen Bemühungen letztlich scheitern.